

Wolfgang BAUER, *China und die Hoffnung auf Glück – Paradiese, Utopien, Idealvorstellungen*. Carl Hanser-Verlag: München 1971; 703 p.

Es ist sozusagen ein officium nobile, eine edle Pflicht, und zugleich die Rechtfertigung allen Spezialistentums, wenn Gelehrte von Zeit zu Zeit den Kreis ihrer engeren Zunft verlassen, um ihre Studienergebnisse einem breiteren Publikum „to the cumulative growth of understanding“ bekanntzugeben. Der Münchener Sinologe Wolfgang Bauer verwirklicht dieses Postulat mit dem vorliegenden Band, der dem Laien aber auch dem Fachmann reichlich Belehrung zuteil werden läßt. Die moderne Chinakunde und Sinologie, die sich eben zumal im Erforschen von Institutionen, volkswirtschaftlichen Basisverhältnissen und gesellschaftlichen Phänomenen erschöpft, wird hier durch eine kühne Zusammenschau von vornehmlich Überbauerscheinungen bereichert, wie sie letzthin sich nur ein Joseph R. Levenson leisten konnte. Wolfgang Bauer schenkt uns eine vortreffliche und nahezu erschöpfende Zusammenstellung von z. T. bislang völlig unbekanntem, einschlägigen Textmaterialien, die er ohne unangemessene Kürzungen großzügig zu Worte kommen läßt.

Paradiese, Utopien und Idealvorstellungen Chinas werden literarhistorisch von den frühesten Zeiten (ca. 1500 v. Chr.) bis ins Zeitalter Mao Tzu-tung's unter Überschriften vorgestellt, die ihrerseits ebenso sachliche wie auch psychologische Urteile enthalten. Das geschieht etwa, wenn im ersten Buch, „Die Gewinnung der Dimensionen“, schon eines der Leitmotive des ganzen Bandes, das Zeitproblem, angegangen wird, oder im zweiten Buch, „An den Grenzen des Diesseits (ca. 200 v. Chr. – 300 n. Chr.)“ wir u. a. auf p. 111 mit einer der vielen „Folgerichtigkeiten“ im Bauersehen Sinne konfrontiert werden. Danach mußte von der Han-Dynastie ein neues Zeitdenken eingeführt werden, um die Erkenntnisse der damaligen modernen Welt in einem Zyklus der „ewigen Wiederkehr“ zu zähmen. Zukunftsforschung chinesischer Konvenienz wurde von da ab möglich. In diesen „Folgerungen“ schwingen aber andere und weitere Konsequenzen jedesmal volltönend mit. Es handelt sich an keiner Stelle um zwangsläufige, naturwissenschaftliche Notwendigkeiten.

Das dritte Buch faßt die Zeit von ca. 300–1000 n. Chr. unter der Überschrift „Im Banne des Jenseits“ zusammen. Während in den ersten beiden Büchern nur die Ideale genuin chinesischer Geistesrichtungen abgehandelt wurden – der Konfuzianismus, der vielgliedrige Taoismus, der Mohismus und der Legalismus – wird jetzt der Buddhismus dem Reigen der Meinungen eingefügt. In der modifizierten Rezeption des Buddhismus zeigt sich zum ersten Male am deutlichsten die Mächtigkeit der Barrieren von Sprache und Schrift, welche sich auswärtigem Gedankengut in China entgegenstellen und seine unverfälschte Übernahme schier unmöglich machen. Die chinesische Kultur reagierte darauf auf solche heterogene Anregungen von jeher mit einem spezifischen, aber stets volltönenden „Echo-Effekt“, der auch in besonderer maoistischer Abwandlung den westlichen Kommunismus in den chinesischen Raum hinein reflektiert. Hinsichtlich der Zeitdimension wird in diesem Buchstück herausgearbeitet, wie sehr sich die Chinesen von jeher bemühten, die Grenze zwischen Vergangenheit und Zukunft auszulöschen, „um in der Weite der Gegenwärtigkeit das eigene chinesische Wesen wiederzufinden“. Als Erfinder des „goldenen Jetzt“ wird Yang Chu (4. Jh. v. Chr.) schon im ersten Buche von B. richtig entdeckt.

Das vierte Buch unter dem Titel „Der Staub der Wirklichkeit“ umfaßt in der Periodisierung des Verfassers die Zeit von 1000–1800 n. Chr. In brillanter Weise werden hier

Glanz und Elend des Neokonfuzianismus behandelt, dem seit der Sung-Zeit der Jenseitsglaube abgestorben war. In einem Gelehrten wie Tai Chen (1724–1777), der eine wichtige Rolle in der Entzauberung und Entmythologisierung des Konfuzianismus spielte, möchte Wolfgang Bauer gar zu gerne einen chinesischen Bultmann sehen, wenngleich er den Vergleich nur hypothetisch wagt. Durch Bemühungen, zu einem echten, einem reinen Konfuzianismus zu gelangen, zerstörten solch wackere Konfuzianer – wie es im Nachgang manche gelehrten Christen heute mut. mut. tun – die Glaubwürdigkeit des Konfuzianismus.

Im fünften und letzten Buch, „Im Zwielficht“, wird die Moderne von ca. 1800 an beschrieben mit ihren komplexen Idealvorstellungen der T'ai-p'ing bis hin zu den Idealbildern einer vollkommenen und stets spannungsgeladenen Gesellschaftsordnung Mao Tzu-tung's.

Aber nicht nur diese Großüberschriften und die damit verknüpften Akzente und Zeiteinteilungen, sondern auch die aparten Kleinüberschriften geben dem Ganzen eine im besten Sinne des Wortes faszinierende Note, wenn wir z. B. lesen: „Freiheit, Naturromantik und Wahnsinn“ oder „Gleichgültigkeit, Rausch und Genialität“ oder im letzten Buche mit deutlicher Anspielung auf den Vorsitzenden Mao „Die religiöse Symbolik des Schwimmens und der Sonne“.

Wie schon bei der Darstellung des „Echo-Effektes“ angedeutet, besteht eine weitere Besonderheit des Buches in dem gelungenen Kunststück, den Stoff sozusagen gleichzeitig diachron und synchron zu präsentieren. So werden durch Meinungsäußerungen K'ang Yu-wei's (1858–1927) die Diskussionen zwischen der Alttextschule und der Neutextschule zu Beginn unserer Zeitrechnungen ungemein aktualisiert und quasi mit dem 19. Jh. verknüpft (vergl. p. 129ff.).

Kühn und atemberaubend sind nun aber die über Jahrhunderte gehenden Zusammenhänge symbolischer Verhaltensweisen. So werden Reisen, Schwimmen und Fliegen, welche Taoisten und Buddhisten zu religiösen Erlebnissen wurden, mit dem berühmten langen Marsch der chinesischen Kommunisten und mit Mao's Durchschwimmen des Yangtzuchiang in ihrer ‚religiösen Bedeutung‘ parallelisiert und gegen die Konfuzianer abgesetzt, die lieber daheim blieben, um sich dorten redlich zu ernähren (p. 253ff.). Darum eben steht, nach W. Bauer, der Maoismus in einer voluntaristischen, religiösen Tradition Chinas, die seit eh und je zudem mehr in den „rauchigen Dörfern“, beim umher-schweifenden Guerillamilitär und auf dem „armen und blanken“ Land daheim war als in den Städten und bei dem rationalen, religionslosen Konfuzianismus mit all seinen feudalistischen und kapitalistischen Entsprechungen in der chinesischen Welt. An solche Gedankenbögen wird sich ganz gewiß eine lebhaftere Diskussion aufhängen, ebenso wie sich an folgenden Lieblingsgedanken des Verfassers Kontroversen entzünden werden: Die große Skepsis des traditionellen China gegen alle Veränderung, so argumentiert der Verf. psychologisch, sei letztlich auf die Gewaltakte des Ch'in Shih-Huangti am Ende des 3. Jh. v. Chr. zurückzuführen. Hier hätten wir es mit einem echten Trauma zu tun, dem heutzutage im China Mao's sozusagen ein Gegentrauma entgegenwirkte, das sich dahingehend ausgestaltete, jetzt nur alles im Fluß der permanenten Revolution zu halten, damit die chinesische Kultur nicht abermals im „Mehlstaub der Tradition ersticke“.

Trotz dieses erwägenswerten psycho-physischen Determinismus, der uns bei der Lektüre des Buches gelegentlich erschreckt, liegt paradoxerweise eine der Stärken des Buches gerade in seiner Freiheit vom heute so modischen Psychologismus, Soziologismus und Biologismus. Darum auch hat das Buch unter den fortschrittlichen und doch spät-

marxistischen Linksintellektuellen, denen eine rein geistesgeschichtliche Betrachtungsweise ein Greuel sein muß, nur wenig Beifall gefunden. Die angedeuteten Spannungen im Werke W. Bauers kommen jedoch m.E. der ungeknebelten Darstellung im Gesamtwerk, welches ein „Seelengemälde Chinas“ präsentiert, nur zugute.

Hans Steininger (Würzburg)